



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fincke, K.: Ronda

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werden dürfe. Unsrer Entgegnung auf diesen Vorwurf ist sehr einfach. Wir haben aus allem bisher Gesagten klar zu machen gesucht, aus welchen Gründen wir die angegebene Dauer der Dienstzeit für unerläßlich halten. Nicht eine äußerlich schöne Truppe ist unser Ziel, sondern die innere Tüchtigkeit derselben. Wenn nun aber diese wahrhaft militärischen Eigenschaften sich nur in längerer Dienstzeit erreichen lassen, so folgt daraus von selbst, daß während derselben alle Übungen zur Ausbildung des Soldaten sich öfter und fortgesetzt wiederholen müssen. Alles, was man anhaltend treibt, muß aber zu größerer Vervollkommnung führen, und so ergibt sich dann ganz von selbst durch anhaltende Dienstzeit auch eine vervollkommnete äußere Erscheinung des Soldaten, die nicht nur angenehm ins Auge fällt, sondern auch einer Truppe würdig ist. Daß sich bei einem längern Frieden Übertreibungen im sogenannten Drillen einschleichen, wollen wir nicht in Abrede stellen, aber man würde sehr falsch urteilen, wollte man eine gründliche Ausbildung bei einer im voraus gekannten längern Dienstzeit für unnütz halten oder sie als Paradekunststücke verspotten. Noch einmal also sei es wiederholt: weil der Soldat zu seiner Kriegstüchtigkeit einer längern Dienstzeit bedarf, so kann er während derselben auch eine ansprechende äußere Erscheinung sich aneignen.

Durch die ausführlichere Behandlung dieses für uns wichtigsten Gegenstandes der Wehrverfassung glauben wir die vorgeschlagenen Veränderungen im Paragraphen 22 hinreichend motiviert zu haben und sehen wir deren Annahme bei der einstigen Feststellung des Gesetzes selbst vertrauensvoll entgegen.

Das sind Worte, die noch heute zu Recht bestehen. Schöner und begeisterter kann wohl kaum für die sittliche Tüchtigkeit einer Truppe eingetreten werden, wie es hier der prinzliche Autor tut. Worte, die aus einem Herzen kommen, das mit seiner ganzen Liebe der Sache, die es verteidigt, gehört.



Ronda

Von K. Finke



Es ist zu bedauern, daß Ronda, das Tivoli Andalusiens genannt, viel zu selten von fremden Besuchern Spaniens durchforscht wird. Es ist nicht nur eine in der Geschichte der iberischen Halbinsel hoch bedeutsame Stadt, sondern die Natur hat auch mit verschwenderischer Hand den Ort und seine Umgebung durch eine überreiche Fülle teils lieblicher, teils schaurig-schöner Gaben geschmückt. Ronda hatte nicht das Glück, durch bequeme Verkehrswege, wie Cordova, Madrid, Sevilla und Granada, in den Weltverkehr gezogen zu werden, und so lag es wie im Vergessenheitsstraum da, bis es erst die neue Zeit durch Eisenbahnverbindung, die von Bobabilla nach Ronda führt und es mit Algeciras und Gibraltar verbindet, zugänglicher gemacht hat. Aber viele durchreiten im Dampfswagen nur die malerische Gegend, ohne Halt zu machen, und vielleicht auch, ohne zu wissen, welchen ungehobnen Schätzen der Naturfreund sowohl als der Historiker hier nachspüren kann. Der Ruhm der großen Namen hat

ungerechterweise den Rondas verdunkelt, aber der unbefangene Beobachter kann den Eindruck, den das wilde Felsental des reißenden Guadiaro bei Ronda auf ihn ausübt, getrost mit dem Bilde vergleichen, das ihm der Blick von dem Belaturm der Alhambra gewährt. Düstere, halbzerfallne Maurenburgen in der Altstadt Rondas versetzen uns in die Märchenwelt der Araber und erinnern uns daran, daß die Stadt, die heute kaum 20000 Einwohner hat, einst eine der glänzendsten und wichtigsten Städte der iberischen Halbinsel war.

Die lange Abgeschiedenheit hat zum Teil noch die Erhaltung der Nationaltracht bewirkt, in der besonders die benachbarte Landbevölkerung sehr malerisch aussieht. Reiter in Majotracht, die aus dem Gebirge kommen, verkörpern in ihren kraftvollen Gestalten und ihrem selbstbewußten Auftreten so recht den „stolzen Spanier“. Die braune, offene Samtjacke, die mit Zieraten geschmückt ist, die bunte Seidenschärpe und der große, gerade Filzhut steht ihm auch ausgezeichnet gut. Niemals fehlen Stilet und Pistolen im Gürtel, mit denen sich viele der Landleute, die auch Schmuggler sind und von Gibraltar her Waren herübertransportieren, ihrer Haut wehren. Die Räuberromantik, die in der ganzen Pyrenäenhalbinsel von den Zeiten des Cervantes bis auf den heutigen Tag durch die Poesie verherrlicht wird, blüht hier noch in Wirklichkeit. Eine stattliche Menge von Soldaten, der Gendarmerie angehörend, „Zivilgarde“ genannt, die man in Stadt und Umgegend antrifft, macht nicht gerade den Eindruck, als ob sie den Gesetzesübertretern im Ernstfall gar zu scharf zu Leibe gehen würde.

Bevor wir uns auf dem Eisenbahnwege Ronda nähern, durchstreifen wir einen Teil Andalusiens, der alles vereint, was die pyrenäische Halbinsel zerstreut besitzt. Wir fliegen an Baumwollen- und Zuckerrohrpflanzungen vorbei, an Orangengärten, Mais-, Weizen- und Roggenfeldern, an Kastanien-, Eichen- und Ölbaumwäldern, an Eistuschweiden und grünen Viehtriften, an Wein- und Obstplantagen. Wir haben, von Bobadilla kommend, die letzten nördlichen Ausläufer des südandalusischen Berglandes bei Teba berührt — einem Städtchen, das uns an die Kaiserin Eugenie erinnert, da sie den Grafentitel in Verbindung mit diesem Namen führte. Dann geht es weiter über Almargen, wo wir in einiger Entfernung das Hügelland gewahren, das eine günstige Folie für das Flußtal des Guadalete bildet, durch das der Zug eilt, um südlich zwischen Kalkbergen in der Hochebene des Sentenil aufwärts zu steigen. An träumerischen kleinen Seen vorbei, durch Korkeichenwälder führt uns der Weg zuletzt auf die „Vega“ von Ronda, die von Bergen eingeschlossen ist, und wir haben die Stadt erreicht, die, wie wir auf den ersten Blick erkennen, ihrer hohen, gesunden Lage wegen zur Sommerfrische sehr geeignet ist. Besonders die Einwohner von Gibraltar suchen Ronda gern zu diesem Zwecke auf.

Vom Bahnhof kommend sehen wir zunächst den weniger interessanten Teil, die Neustadt, Mercadillo, mit schmucklosen weißen Häusern. Wir müssen

eine lange, sich in ertötender Regelmäßigkeit hinziehende, kerzengerade Straße passieren, die völlig schattenlos ist, und in der schon im Vorfrühjahr, der Zeit unsers Besuches, die Strahlen der Sonne unbarmherzig wie ein heißes Bügeleisen wirken. Gar nicht schnell genug kann man dieser Pein entfliehen, um die „Alameda“, oder „Placedo de la Merced“ genannt, zu erreichen, einen mit hübschen Gartenanlagen geschmückten Platz, der einen herrlichen Blick auf die Altstadt und den in einer Tiefe von zweihundert Metern dahintossenden Fluß gewährt. Im Hintergrunde erhebt sich aus der Sierra de Grazalema der Cerro de San Cristobal mit seinen fünf Gipfeln, dem sich ein ganzer Gebirgsfranz angliedert. An seinem Fuße, an der fruchtbaren Vega von Ronda, die an Bodenkultur der von Granada wenig nachgibt, steigt ein Plateau auf, das durch den Guadalevin, der hier auch Guadiaro genannt wird, in zwei Teile geschieden ist.

Es wäre vergebne Mühe, den überwältigenden Eindruck des Wassersturzes schildern zu wollen, den dieses Naturschauspiel voll wilder Romantik auf den Besucher ausübt! In schwindelnder Tiefe, halb von phantastischen Felsformen verdeckt, hören wir, von frischer Bergluft umweht, die Wasser des Flusses in donnerartigem Schwall dahinströmen. Und dieser ungeheure Abgrund, in den wir von der Brücke schauen, liegt mitten in der Stadt. Er hat den Charakter einer klaffenden Felspalte, die sich nach unten erweitert. Oben auf der Straße setzt sich hüben und drüben das Trottoir fort, als hätte die neue Zeit keine Beziehung zu den Naturgewalten, die schon von den Mauren zu ihrem Dienst nutzbar gemacht wurden. Tief unten gewahren wir Überreste von Mühlen eigenartiger Gestalt, die zur Zeit der Maurenherrschaft in Betrieb waren. Üppige Vegetation sprießt um die verfallenen Bauwerke, klettert an den steilen Felswänden empor und überzieht sie mit verschlungnem Gewirr von Kaktuspflanzen, zwischen denen ab und zu schlanke Bäume des Südens aufragen. Oben an der Schlucht träumen kaum mehr kenntliche Fragmente eines ehemals berühmten Mauren Schlosses von der lange verschwundenen Zeit ihres Glanzes. Erdbeben und Kriege, zuletzt die Invasion der Franzosen 1808, haben an seinem Ruin gearbeitet. Heute sind kaum einige Stellen des frühern Mosaikfußbodens mehr zu erkennen. Gras und Buschwerk wachsen zum größten Teil darauf, und einige hungrige Ziegen verunglimpfen mit ihrer Gegenwart diese historische Stätte. Aber den köstlichen Blick auf die Landschaft konnte ihr kein Wandel der Zeiten rauben. Den wußten schon die Römer, die noch vor den Mauren hier waren, zu schätzen, als sie auf der Spitze des Plateaus die „Arunda“ erbauten, die heute „Ciudad“ heißt und „Altstadt“ bedeutet, während die nüchterne Neustadt von den „katholischen Königen“ gegründet wurde, die Ronda noch ein Jahrzehnt vor Granada nach zwanzigtägiger Belagerung im Jahre 1485 eroberten.

Andre bauliche Überreste sind vom Schicksal etwas milder behandelt worden. So die jekige Kirche Santa Maria le Mayor, die ursprünglich

Moschee war, woran die Überwölbung mit maurischen Kuppeln noch erinnert. Die christliche Zeit verlieh ihr gotische Seitenschiffe und eine Capilla Mayor im plateresken Stil, unter anderm auch Renaissancestuhlwerk mit Heiligenfiguren. Eine zum Fluß hinabführende unterirdische Felsentreppe mit 365 Stufen erinnert ebenfalls an die Maurenzeit. Sie wurde zur Verhütung von Wassernot angelegt, die bei Belagerungen für die Stadt hätte verhängnisvoll werden können. Die Brücken Puente de San Miguel und Puente viejo stammen auch aus jener Zeit, ihre von dichtem Moos überzognen Steinornamente künden ihr hohes Alter.

Ein steiniger Weg führt uns aufwärts an der Stadtmauer entlang, die ebenfalls maurischen Ursprungs ist. Ein ganzes Stück Geschichte ist in dem dazu wie zum Bau fast der ganzen Altstadt benutzten Material verkörpert. Die Bausteine stammten nachweislich aus der altiberischen Stadt Acinipo, die in kurzer Entfernung vom heutigen Konda lag. Dann herrschten nach den Iberern, den Ureinwohnern Spaniens, die Römer, und als es hier mit deren Macht vorbei war, die Mauren, die von den christlichen Königen Ferdinand und Isabella vertrieben wurden. Eine zwölf Kilometer nördlich davon gelegene armselige Ortschaft, heute „Konda la Vieja“ benannt, war eine alte Ibererstätte von großer Bedeutung, wovon die Überreste eines einstigen Amphitheaters Zeugnis ablegen. Es macht einen ebensolchen weltabgeschiednen Eindruck wie das in einiger Entfernung von Sevilla liegende Italica mit seinem antiken Riesenzirkus, das auch zur Römerzeit glänzende militärische Pracht sah, deren Höhepunkt die „Spiele“ bildeten.

Der moderne Spanier huldigt ihnen, wenn auch in etwas veränderter Form, noch heute, und zwar mit wahrer Leidenschaft. Das grausame Vergnügen des Stierkampfes gehört zum Kondalesen wie die Luft zum Atmen. Im allgemeinen weiß er nicht nur, sich nach allen Richtungen vortrefflich zu amüsieren, sondern er ist auch ein glänzender Gesellschafter. Geist und Witz beschleunigen den Fluß seiner Rede, deren Zauber oft von hinreißender Wirkung ist. Die einfachsten Leute verfügen über das Talent, zu improvisieren, womit sie unter Begleitung der Gitarre auch vor Fremden gern glänzen. Überall hört man in lauen Frühlingsnächten Seguidillas, Lieder, die der Erwählten des Herzens gelten, erklingen.

Die Gastfreundschaft in allen Kreisen der Bevölkerung ist groß. Fremde, die an Familien empfohlen sind, werden von einer „Tertullia“, das heißt Abendgesellschaft, zur andern weiter eingeladen, eine gesellige Veranstaltung, die die liebenswürdigen Wirte zu keinen besondern Opfern veranlaßt. Die Bewirtung übersteigt niemals einige Süßigkeiten oder ein Gläschen Landwein, manchmal tutz auch nur ein Glas Wasser. Aber die geistige Nahrung bietet allen Ersatz, und die angenehmen Umgangsformen der Anwesenden machen uns jede dieser Zusammenkünfte zum Fest. Tanz mit Castagnettenbegleitung bildet den Höhepunkt der Genüsse. In den untern Kreisen kommen allerdings

bei solchen Gelegenheiten oft Eifersuchtsdramen vor, denn der Dolch sitzt dem heißblütigen Andalusier lose im Gürtel, und manches frohe Fest endet mit einer Bluttat.

Nirgends kann man besser andalusisches Volksleben in seiner vollen Originalität sehn wie auf der Messe — *ferca* —, zu der besonders einfache Leute von allen Richtungen der Windrose hier nach Ronda zusammenströmen, und dann auch beim Stierkampf, wo der Maultiertreiber so gut erscheint wie der „*Conde*“, der von seinem Schloß in den Bergen herkommt. Der Stierzirkus Rondas ist berühmt. Mit einer Vorstellung darin wird die Messe eingeleitet, und alles freut sich, wie die Kinder auf Weihnachten, in Erwartung des aufregenden Schauspiels.

Der Fremde, der sich nur schweren Herzens dazu entschlossen hat, dieser barbarischen Volksbelustigung beizuwohnen, genießt zunächst ein interessantes Schauspiel, das nicht auf die Nerven geht, vor Beginn der Vorstellung. Das Auge erfreut sich an einer reichen Fülle schöner, glutäugiger Mädchen und Frauen, die mit Eifer ihre Fächer schwenken, was in der dichtgedrängten Menge an das Wogen des Meeres gemahnt. Man legt zum Stierkampf ein vorschrittmäßiges Kostüm an. Das hochfrisierte Haar wird mit einem prächtigen Riesenkamm in der Mitte des Kopfes gekrönt, davor steckt eine Reihe frischer Rosen in rot und gelb — den spanischen Farben —, das Ganze ist durch eine kostbare Mantilla von weißer Blondenspitze halb verschleiert. Diese Hülle setzt sich an der Taille fort, die von den wogenden Falten mantelartig umschlossen wird. Das schwere, weißseidne Schalktuch mit langen Franzen, das bei Tänzerinnen niemals fehlt, gehört eigentlich auch hierher. Aber es ist in Spanien, außer bei Vorstellungen, nicht mehr zeitgemäß. Doch nehmen die eleganten, jungen Damen dieses Tuch — dem Brauch entsprechend — in die Arena mit und hängen es ausgebreitet über die Bogenbrüstung, was eine ganz reizende Folie für die brünetten Schönheiten abgibt.

Unruhig hat die Menge oft nach der Loge des Alcalde geblickt, der erst die Erlaubnis zum Beginn des Kampfspiels geben muß. Endlich erscheint er, von Musikfanfaren begrüßt. Dann treten in der mit Sand bestreuten Arena zwei Herolde auf, denen vier Picadores zu Pferde folgen. Sie tragen gelbe runde Mützen, ein mittelalterliches Wams und gelbe Lederhosen. Unter dem Anzuge ist eine vollständige Stahlrüstung verborgen, die an den Füßen, die durch kastenartige, dreieckige Metallhülsen geschützt sind, zutage tritt. Die Waffe ist ein langer Stab mit eiserner Spitze. Es folgen im Zuge sechs Capadores, die die Aufgabe haben, ihre Mäntel zu schwenken, um die Matadore bei gefährdrohenden Angriffen des Stieres zu schützen, indem sie das Tier ablenken. Es folgen alsdann vier Banderilleros, die kurze mit farbigen Bändern umwundene Stäbe tragen, die mit Widerhaken versehen sind. Den Schluß machen zwei Matadore — die eigentlichen Kämpfer, deren jeder sechs der unglücklichen Stiere, die nacheinander auf dem Kampfplatze erscheinen, zu erstechen hat.

Vor der Tribüne des Alcalde angelangt, verneigen sich die Teilnehmer des Zuges feierlich vor dem Oberhaupt der Stadt, dann machen sie einen Rundgang durch die ganze Arena, bejubelt vom Publikum. Mit goldnem Schlüssel, den der Alcalde hinabwirft, öffnet man das Tor, durch das der erste Stier in den Raum tritt, feierlich von allen aktiven Teilnehmern, die Spalier bilden, erwartet. Schüchtern und scheu, zögernden Schrittes kam ein ganz junges Tier herein, das die Situation offenbar gar nicht begriff. Die Picadores schreckten es durch Lanzenstiche bald aus seiner Ruhe auf. Diese Männer müssen, wie sämtliche Kämpfer, dem Angriff des Stiers von vorn begegnen und dürfen das Tier niemals von der Seite verletzen. Um nun dicht herankommen zu können, ist den Pferden, auf denen die Picadore reiten, das rechte Auge verbunden, und so sind diese beklagenswerten Tiere von vornherein dem Tode geweiht, wenn des Toro erste Wut sich gegen diese wehrlosen Kreaturen wendet. Schon nach einigen Minuten war der Stier so gründlich in Harnisch gebracht, daß er nach den Stichen des Picadors diesen einfach mitsamt dem Pferde in die Höhe hob, nachdem er seine Hörner zwischen Sattel und Kopf eingeklemmt hatte. Pferd und Reiter wurden mit einem Knalleffekt zur Erde geschleudert. Schnell lenkten nun die Capadores mit dem Spiel ihrer Mäntel das wütende Tier von seinen Opfern ab, und alsbald hatte es sich neuer Angreifer zu erwehren. Die Banderilleros walteten nun ihres gefahrbringenden Amtes. Es handelt sich darum, daß dieser Kämpfer dem Stier zwei der mit zierlichen Bändern umwickelten Stäbe zugleich von vorn ins Fell sticht, und zwar muß der Augenblick abgewartet werden, wo das Tier den Kopf senkt und Miene macht, den Angreifer auf die Hörner zu nehmen. Mit bewundernswerter Grazie und Schnelligkeit weiß der Banderillero im kritischen Augenblick zurückzuspringen, um das Feld einem ebenso gewandten Kameraden zu überlassen. Von den Widerhaken der Banderilleros sichern bald breite Blutbänder an dem Körper des Tieres herab.

Nun erfolgt der Hauptakt. Der Matador oder Espada tritt vor die Tribüne des Alcalde und grüßt diesen durch Abnehmen der Kopfbedeckung, die, um nicht beim Kampf verloren zu gehn, durch einen künstlichen kurzen Zopf gehalten wird. Der Anzug stimmt völlig mit den Kostümen überein, die wir in der Oper Carmen auf der Bühne sahen. Die Farben, grün und weiß mit Silber, standen der Erscheinung des berühmten Bombita vortrefflich. Der kaum zwanzigjährige Mann, der zwei Degen trug — einen in der rechten Hand, einen in der linken in wagerechter Stellung mit darüber drapiertem Mantel —, erwartete in der vorschriftsmäßigen Haltung sein Opfer, das er nicht eher angreifen durfte, als bis es quadrado, das heißt breitbeinig auf den vier Füßen vor ihm stand. Lange dauerte es, bis diese erwünschte Haltung erfolgte, inzwischen ermunterte der Fechter das Tier mit dem Anruf: *Olé, Toro!* das heißt „Paß auf, Stier!“ Als es endlich so weit war, stürzte Bombita auf ihn mit gehobnem Degen zu, bereit, die Waffe in den zum Stoß geneigten Nacken seines Gegners zu senken. Es war ein Augenblick voll so graufiger

Spannung, daß wohl jedem Zuschauer das Blut stockt, als nun das Tier Miene machte, den Angreifer auf seine Hörner zu speißen. Aber schnell wie der Blitz entschlüpfte der gewandte Mensch, indem er den roten Mantel, die Capa, vor den Augen des Stieres schwenkte, wodurch das Tier momentan den Gebrauch der Sehkraft verliert. Die andern, dem Bombita zur Verfügung stehenden Capadores, die aber nur im Augenblick der äußersten Gefahr dazwischenspringen dürfen, um den Ruhm des Hauptkämpfers nicht zu schmälern, hielten sich noch zurück. Der zweite Angriff erfolgte mit einem Stoß des Fechters zwischen die Halswirbel. Aber nach einigen Sekunden schüttelte sich das Tier den Degen ab. Nun zischte das Publikum, denn es verlangt in seiner Mordgier, daß das Opfer gleich beim ersten Stich getötet werde. Mit dem dritten Angriff aber wußte der Espada die Scharte auszuweichen. Der Stier schwankte, brach zusammen und wurde zur Abkürzung seiner Todesqual von einem Picador mit kurzem Dolch erstochen. Jetzt brach die Begeisterung im Zuschauerraume los, weil der Kampf „ein so glückliches Ende genommen“ hatte. Man warf auf gut spanische Manier Feldflaschen, Hüte, Blumen und Fächer in die Arena, um den Gefeierten zu ehren, der mit dem herablassenden Lächeln eines Fürsten die Gegenstände aufhob und zurückreichte. Ein kostbares Geschenk durfte er behalten, es war eine mit Brillanten geschmückte goldne Uhr und ein ebensolcher Ring, das Geschenk einer dem alten Adel des Landes angehörenden jungen Marquesa.

Inzwischen hatte man durch drei mit Schellen und Bändern phantastisch aufgezäumte Maultiere den Stier sowie die verendeten Pferde hinaus schleifen lassen, um den Kampfplatz frei zu machen. Dann trat Gallito auf, ein ebenfalls sehr beliebter Matador. Für jeden erlegten Stier bekommt der Fechter 5000 Pesetas, manche sogar 10 bis 15000. Man sieht, es ist bei diesem einträglichen Gewerbe nicht schwer, Millionär zu werden. Der berühmte Fuentes ist es schon lange, er tritt nur noch im Beisein des Königs auf. Er hat sich ein schönes Landgut gekauft, und da er auch hier aus Liebhaberei seiner frühern Beschäftigung gern huldigt, läßt er keinem seiner Stiere das Lebenslicht durch einen Schlachter ausblasen, sondern befördert sie höchst eigenhändig auf „künstlerische“ Art ins Jenseits.

Wir konnten es nicht über uns gewinnen, der Vorstellung bis zum Schluß beizuwohnen und die Ermordung sämtlicher Stiere mit anzusehn, deshalb verließen wir den Zirkus lange vor dem Schluß. Sehr enttäuscht waren darüber einige reizende junge Spanierinnen in unsrer Nachbarschaft, die sich dem Genuß mit wonnigem Grausen hingaben. Sie hatten sich als teures Andenken einen der blutgetränkten Banderillos, die im Sande der Arena lagen, um schweres Geld von den Angestellten, die den Kampfplatz säuberten, erstanden. Eifrig redeten sie auf uns ein, ihrem Beispiel zu folgen, und unbegreiflich erschien es ihnen, daß wir auf diese graufige Trophäe verzichteten. In einer längern Rede setzten sie uns auseinander, daß es doch keine köstlichere Unterhaltung gäbe als den Stierkampf und keine größern Helden aller Zeiten als die Matadores.

Zu unserm Erstaunen hörten wir noch, daß man sich mit der Unschädlichmachung der im Zirkus umgebrachten Pferde, deren Zahl oft einige zwanzig beträgt, weiter keine große Arbeit macht, sondern sie vom Felsenufer des Guadiaro einfach in den Fluß hinabwirft. Niemand bekümmert sich darum, ob dessen Wellen den Kadaver auch wirklich wegschwemmen. Bleibt einer oder der andre zwischen dem Geröll liegen, so regt sich kein Vertreter der öffentlichen Ordnung oder gar das Publikum darüber auf. Eine hygienische Überwachung scheint im schönen Lande der Kastanien gänzlich zu fehlen. Man kommt als Fremder hier überhaupt bald zu der Überzeugung, daß fast jeder Spanier alle möglichen Ungehörigkeiten mit solcher naiven Selbstverständlichkeit ausübt, als ob er ein verbrieftes Recht darauf hätte. Das sind eben *Cosas de España* — ein schwer übersetzbares Wort, dessen Bedeutung der Fremde, der im deutschen Vaterland an Ordnung und guten Ton gewöhnt ist, zu seinem Leidwesen auf spanischer Erde oft schwer empfindet.



Meisterwerke der Technik

Eine Kunstbetrachtung von Joseph Aug. Lur



ange bevor die Architekten des neunzehnten Jahrhunderts über die stilllose Zeit zu klagen anfangen und sich entschlossen, dieser Zeit ihren Stil zu geben, hatte der Ingenieur die Grundlinien festgelegt, die der Gegenwart ihre stilistische Physiognomie geben. Aber die neuen Formen waren noch zu wenig Gewohnheitsbild geworden, und niemand vermochte ihre Ästhetik zu erkennen und zu begreifen, daß eine neue Architektur im Werden war. Die Architektur des Eisens, die der modernen Zeit ihr entschiedenes Stilgepräge verlieh.

Mehr als technische Ungetüme konnte die überwiegende Mehrzahl der künstlerisch Gebildeten in den modernen Großkonstruktionen nicht sehn. Ja John Ruskin, der große Kunstprophet des neunzehnten Jahrhunderts, hatte selbst erklärt, daß das Eisen der unmonumentalste Baustoff sei und nur als untergeordnetes Hilfsmittel bei der Innenkonstruktion in Betracht käme.

Ruskin war für das Kunstempfinden des neunzehnten Jahrhunderts der Kulminationspunkt, auf den wir mit Verehrung zurückblicken wie auf einen geheiligten hohen Berg, dessen Gipfel, in Wolken verhüllt, zeitweilig den Blitz und Donner entsendet, um das sündhafte Geschlecht zu strafen, das so widersetzlich gegen seine zehn Gebote der Kunst handelt. Für ihn waren die Dampfmaschine, die Lokomotive, die Eisenbahn Gegenstände der Abscheu.

Aber trotz der fruchtbarsten und erhebendsten Bibelworte läuft die Geschichte der Welt nicht in sich zurück. Die Menschheit hat sich an die Werke der Technik gewöhnen müssen, weil in diesen Werken der Technik der Ausdruck eherner Notwendigkeit liegt. Das neue Auge sieht an Stelle der Verwüstung das Geheimnis einer neuen Welt aufgehen, es empfindet, der Kunstgeschichte zum Trost, die technischen Konstruktionen künstlerisch oder zumindest ästhetisch.